

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Getäuschte Lieb' kehrt nie zurück.

Stehst Du gerührt an der Thür
Zu wandern in ein fernes Land,
Da mag beim herben Abschied dann
Wohl leise zittern Deine Hand.
Doch ob Dein helles Auge auch
Vom Trennungschmerze überquillt,
Und eine Thräne sanft und lind
Sich über Deine Wange schießt,
Sprichst hoffend Du mit feuchtem Blick:
Lebt wohl! Bald sehr ich ja zurück!

Doch wenn Dein Herz, in Lieb' erglüht,
Der Täuschung bitter Schmerz empfand,
Wenn Dir der süße Traum zerfloß,
Die letzte Himmels Hoffnung schwand,
Dann lenkt Du Deinen Schritt, wie auch
Verzweiflung Dir die Brust durchwühlt,
Und ziehst mit Deinem tiefen Weh',
Mit Deinem Sehnen ungestillt
Entgegen düster dem Geschick:
Getäuschte Lieb' kehrt nie zurück!

Andie Weber.

Der letzte Aindöder.

Historisch-vaterländische Novelle von Josef Babnigg.

(Fortsetzung.)

Noch war die Sonne nicht im Osten aufgestiegen, so kam schon der Fremde aus seinem Schlafgemache und trat in den Familienkreis. „Ihr wißt den wohlverdienten Tod des Grafen Ulrich von Cilli, welcher, weil der Kaiser seine Fürstenwürde nicht bestätigen wollte, Rache brütete. Die Güter des ermordeten Grafen in Steiern und Krain haben daher mit Recht und Zug nach dessen Talle, weil er ohne männliche Erben starb, dem Kaiser zuzufallen. Ladislaus, ein Neffe des Ermordeten, mit ihm ganz Ungarn und der Graf von Görz, sowie die Witwe Ulrich's machen das Erbe dem Kaiser freitig, und Witoviz, Hauptmann des ermordeten Grafen, rücken mit bewaffneter Hand gegen den Kaiser, welcher sich bereits in Ober-Cilli hart eingeschlossen befindet. Graf Ulrich von Schaumberg, Landeshauptmann von Krain, fordert durch mich, seiner Pflicht gemäß, alle Gutgesinnten zur schleunigen Hilfe gegen die Erbschleicher auf. Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich Eurer Hilfe mehr als versichert bin,“ endete der Sprecher.

„Mein Hab und Gut, sowie selbst mein Leben steht meinem Kaiser und Herrn zu gnädigstem Gebote; gebietet gnädiger Herr,“ antwortete Jobst von Aindö, „alle meine Mannen stehen kampffertig. Wir rüsteten uns durch die ganze Nacht und harren nun, zum Kampfe bereit, Eurer Befehle.“

„Nur fort, gleich fort nach Rudolfswerth. Mich ruft noch die Pflicht nach Schneeberg, Laas und Adlersberg. Siebenegg, der Seisenberger, der Abt von Landstraf mit dem Scharfenberger, so wie die Brüder von Ratschach und viele Cole findet Ihr dort, auch Heinrich von Grimschitz hat seine Hilfe zugesagt.“

„Heinrich von Grimschitz,“ bebte es leise von den Lippen der Magdalena. Leise zwar, doch laut genug, um von dem Burgvogte nicht überhört zu werden.

Eine auffallende Blässe überzog das Gesicht des Giovanni Malatesta.

„Diesen kleinen Morgenimbis noch,“ sprach der Burgherr, „und dann fort zu unserer Pflicht. Meine beiden Söhne ziehen als Führer und ich mit meinem Weibe geleiten den Zug. Mein Burgvogt bewahrt indeß mein Haus und mein Kleinod, meine Magdalena.“

„Vater, laßet mich nicht zurück, ich ziehe mit Euch. Ich würde gar so gerne die zum heiligen Kampfe begeisterte Schaar in Rudolfswerth sehen.“

„Ein Herr muß dem Hause vorstehen. In meiner und Deiner Mutter Abwesenheit bleibst Du als solcher. Der zurückgebliebenen Dienerschaft muß ein Haupt gebieten,“ so sprach Jobst. Sein Befehl vertrug keine Widerrede.

Der Morgenimbis, welcher aus einer Hammelleule, einem Rehrücken und einigen gebackenen Fischen nebst Brod und mehreren Humpen Weines bestand, wurde bald beendet und fort ging es dann, im schnellsten Trabe den Burgweg hinab, jauchzend und jubelnd, als ginge es zu einem fröhlichen Tanze, nach der Strafe gegen Rudolfswerth.

Nachdem der Heerhaufe abgegangen war, Inarreten die Riegel und die Ketten klrzten, zum Zeichen, daß die Zugbrücke aufgezozen und die Burg vor jedem Feindesüberfalle gesichert worden sei.

In der Burg herrschte von diesem Augenblice eine tiefe Stille und Ruhe. Daß der Burgvogt des anderen Tages mit einigen Knechten in aller Stille die Burg verließ, hatte unter den Bewohnern keine besondere Bedeutung, denn dieses geschah sehr oft, der Jagd im nahen Waldgehege wegen.

Der Abend kam, doch weder der Burgvogt, noch seine Genossen kamen zurück. Zwei, drei und vier Tage vergingen, ohne daß Jemand rückgekehrt wäre. Magdalena, besorgt, schickte allenthalben Boten hinaus, doch diese kehrten, ohne eine Spur von den Gesuchten gefunden zu haben, zurück.

Die Besorgniß war eine allgemeine.

Magdalena gerieth in eine immer größere Angst, welche noch dadurch um ein Bedeutendes gesteigert wurde, weil der Burggeistliche, Vater Ubalduß, der in dieser peinlichen Lage zu Rathe gezogen wurde, unter einem bedenklichen Achselzucken sich ganz rathlos zu sein erklärte.

Mitten in dieser Angst und Furcht öffnete sich jedoch plötzlich des Saales schweres, eichenes, mit vielen Arabesken verziertes Thor und herein trat unter einer stummen Verbeugung der so lange ängstlich Erwartete.

Beide starteten stumm den Eingetretenen an. Dieser aber warf sich, ohne ein Wort zu sprechen, in den nächsten Lehnstuhl. Er schien sich ängstlich zu sammeln. Verworren war sein Haar, bleich und verstört sein Gesicht und sein Wams trug vertrocknete schwarze Spuren des Blutes. Etwas Großes und Grauensvolles mußte geschehen sein, dieses unterlag keinem Zweifel. Alle harrten unter Wangen der baldigen Lösung dieses schweren Räthsels.

Ohne die Augen vom Boden zu erheben, begann nach einer langen Pause und mit einer bebenden Stimme der indef sich Gesammelte zu sprechen an. „Ihr wart gewiß über meine so lange Abwesenheit besorgt? Diese Besorgniß war nicht umsonst. Im nahen Eichenforste fand ich die Spur eines Bären. Die Hirten klagten mir mit weinenden Augen, daß ihnen dieses Unthier schon viele Schafe und Lämmer geraubt. Ich folgte, von glühender Jagdlust getrieben, durch Berg und Thal der immer frischeren Spur nach. Im Thale, wo der Wildbach schäumend über bemooste Felsensteine braust, ersah ich am dritten Tage eine Bärin im Sonnenscheine mit ihren zwei Jungen spielend. Ich schickte ihr, ohne mich lange zu bedenken, einen unangenehmen Gruß. Erboßt darüber, erhob sich die Bestie und stürzte mit einer unbefchreiblichen Wuth auf mich her. Wir trieben uns lange um den Stamm einer alten dicken Eiche und bald wäre es um mich Ermüdeten geschehen. In dieser großen Angst und Noth ersah ich meinen Vorthell und stieß ihr den Dolch in die Brust. Der kühn gewagte Stoß gelang; brüllend und röchelnd stürzte das Unthier zusammen. Der Gefallenen zur Seite lagerte sich arglos die junge Brut, welche auch bald ihrer Mutter nachfolgen mußte. Dies ist mein Abenteuer von vier Tagen,“ endete der Sprecher und schöpfte den Athem aus der Tiefe seiner Brust.

Mit dieser Erzählung endete auch die Angst der Anwesenden. Man lobte den Muth des Erzählers, rühmte dessen edle Aufopferung und pries den Himmel für dessen Abwendung der so nahen Lebensgefahr, in der sich der Burg treuer Diener so augenscheinlich befand.

Am andern Tage kam ein Bote von Rudolfswerth geritten. Er brachte ein Schreiben von dem Burgherrn. Der Burgkaplan, nachdem er solches gelesen, meldete nebst Gruß und Kuß den sämtlichen Bewohnern der Burg, daß die Herrenleute mit den Kampfgenossen nach Laibach, als dem Hauptversammlungsorte, gezogen wären, und daß ihre Rückkunft unbestimmt sei. Der Schluß des Schreibens empfahl sie Alle dem Schutze Gottes, und befahl, sich in Allem und Jedem den Anordnungen des Burgvogtes ohne Widerrede zu unterwerfen.

Diese Anordnung, welche das Burgfräulein in ihren Rechten tief verletzete, schien sich mit der elterlichen Liebe zu derselben nicht zu vertragen. Der Leser schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg. Die Zeit wird lehren, ob sein Bedenken gegründet war.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Pfahlbauten *).

„Pfahlbauten“ sind Wohnungen, die in Gewässern oder Mooren auf in den Boden eingesenkten (ingerammten), mit Rosten überdeckten Holzpfehlern erbaut sind.

Solche Bauten sind nun an und für sich nichts Seltenes oder besonders Merkwürdiges. Man fand sie und findet sie auch jetzt noch in verschiedenen Ländern und bei verschiedenen Völkern. — Herodot hat ein Pfahlbauten-Dorf der Agriener und Odomanter am See Prasias in Thracien beschrieben, welches Megabazos, der Feldherr des Darius, in dessen Feldzuge an der untern Donau, nicht bezwingen konnte, weil diese „im See selbst wohnten.“

„Mitten im See,“ so lautet Herodot's Schilderung, — „stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen; dahin führt vom Lande eine einzige Brücke. Die Pfähle, auf denen die Gerüste errichtet sind, haben die Bürger in alter Zeit gemeinschaftlich eingeschlagen; nachher aber machten sie das Gesetz, daß für jede Frau, die einer heiratet, er drei Pfähle aus dem Gebirge holt und einrammt; es nimmt aber jeder viele Weiber. Es hat jeder auf dem Gerüst seine eigene Hütte, in der er lebt; eine Fallthür geht durch das Gerüst in den See hinunter.“

Nach Strabo's und Cäsar's Mittheilungen hatten die Belgier in Sümpfen Pfahlwerke als Zufluchtsstätten gegen Feinde; — in Syrien bestanden Pfahlböcker noch in den ersten christlichen Jahrhunderten.

Der österröische Kaiserstaat selbst besitzt die berühmteste aller Pfahlbauten, das herrliche Venedig, nach welcher schon der spanische Entdecker Juan de la Casa, dessen Begleiter Amerigo Vespucci war, ein Indianerdorf in der Nähe von Maracabio benannte, woraus der Name „Venezuela“ (Kleinvenedig) entstanden ist. — In den Marschen des Euphrat, am Tschadda-See in Central-Afrika, bei den Papua's in Neu-Guinea und auf den Sunda-Inseln trifft man heutzutage noch häufig Pfahlbauten.

Die Pfahlbauten sind eine der neuesten, interessantesten Entdeckungen der Geschichtsforschung, denn sie stammen aus einer Zeit, welche weit hinter allen geschichtlichen Aufzeichnungen liegt, und sind gleichwohl, wie wenige andere gleichzeitige culturhistorische Ueberreste, geeignet, uns Aufschlüsse über den Bildungszustand und die Lebensweise einer europäischen Bevölkerung zu geben, über deren Gräber bereits Jahrtausende dahingegangen sind.

Die neuere Geschichtsforschung theilt die vorgeschichtlichen Culturperioden in drei große Zeiträume: eine Steinzeit, eine Bronzezeit und eine Eisenzeit.

*) Aus der „Carinthia.“

Man verdankt diese scharfsinnige, auf die sorgfältigsten, umfassendsten archäologischen Forschungen gestützte Unterscheidung vorzüglich den Arbeiten der beiden hervorragenden nordischen Alterthumsforscher, Herren Thomsen, Directors der antiquarischen und ethnographischen Sammlungen in Kopenhagen, und Nilsson, Professors an der Universität Lund in Schweden, welche aus dem von ihnen eingehendst untersuchten und verglichenen überrestlichen Inhalte der in den nordischen Ländern in sehr großer Zahl aufgefundenen und geöffneten alten Grabstätten (Hünen-Gräber) mit schlagender Schärfe dargelegt haben, daß die europäische Urbevölkerung die Bearbeitung und Verwendung der Metalle noch nicht gekannt und beiläufig auf derselben Culturstufe gestanden habe, auf welcher noch jetzt einzelne wilde Völkerschaften stehen. Diesen Urbewohnern unseres Erdtheiles ersetzten Knochen, Horn und insbesondere der Feuerstein die Metalle bei der Befertigung ihrer häuslichen Geräthschaften und namentlich der schneidenden Werkzeuge. Wir nennen diese Culturperiode, deren Dauer wahrscheinlich über einige Jahrtausende sich erstreckte, das Steinalter, — die muthmaßlich erste Hauptstufe der Cultur-Entwicklung. Es ist wohl mit allem Grunde anzunehmen, daß das Steinalter als primitiver Zustand von den meisten Völkern durchgemacht worden sein dürfte; nur geschah dieß in sehr verschiedenen Zeiträumen, deren längere oder kürzere Dauer sowohl von der Bildungsfähigkeit der einzelnen Völkerschaften, als von dem Einflusse geographischer, klimatischer und internationaler Verhältnisse abhing.

Beiläufig dürften die Völker des Steinalters auf derselben Culturstufe sich befunden haben, welche heutzutage die Bewohner Australiens und der Südseeinseln einnehmen.

Aber den Menschen jener fernen Urzeit begünstigte nicht ein mildes Klima, nicht ein dankbarer, productiver Boden. Sein Leben war ein Kampf mit den Gefahren und Hindernissen einer rauhen, wilden Natur; er selbst besaß nur die allereinfachsten Mittel, die Bedingungen seiner Existenz sich zu erringen.

Die Geologie liefert die Beweise, daß der jetzigen Gestaltung des europäischen Festlandes und dem jetzt herrschenden Klima eine sehr kalte Periode, welche die Gletscherperiode genannt wird, voranging. Das europäische Festland war zu jener Zeit viel höher gehoben, als dieß gegenwärtig der Fall ist. Die Gletscher stiegen allenthalben tief herab, wie dieß die vorfindigen, oft meilenweit vorgeschobenen Erdmoränen erkennen lassen. So liegt z. B. Maria Zell auf einer Ablagerung von Gletscherhöfen. Daß diesen rauhen klimatischen Verhältnissen auch die damalige Thierwelt entsprochen habe, ist aus den so häufig noch vorfindigen urweltlichen Thierresten mit Sicherheit zu entnehmen. Das Mammuth, der gewaltige Auerochse, das Wisent wohnten in den Niederungen; das erst im Mittelalter ganz ausgestorbene Schelch, das Elenthier, die Höhlenhyäne und der Höhlenbär hausten in den unermesslichen Waldungen und auf den Bergen. Daß in dieser Periode und mit diesen Thieren zusammen bereits der Mensch in Mittel-Europa gelebt habe, ist in neuester Zeit (1847, 1859, 1860) durch höchst merkwürdige Funde, namentlich in Frankreich und Belgien, dargethan worden. So hat man in den großen Diluvialbänken

im Thale der Somme bei Abbeville im nördlichen Frankreich und bei Amiens (zum Theile in einer Tiefe von 14 Fuß unter der Oberfläche) eine große Anzahl Steinwerkzeuge und Waffen: Keile, Pfeilspitzen, Schneidwerkzeuge aus Feuerstein, sämmtlich von höchst einfachen Formen, nicht geschliffen, sondern nur roh zubehauen, zusammen mit fossilen Knochen des Mammuth, Rhinoceros, des Bos priscus u. u. gefunden. In den Diluvialbänken von Abbeville und St. Acheul, welche bereits in einer Strecke von 15 englischen Meilen durchforscht sind, fand man mehr als tausend bearbeitete Steingegenstände; in den Höhlen bei Lüttich und Namur entdeckten Schmerling, Spring und Chochier menschliche Gebeine und Feuersteinwaffen zusammen mit Ueberresten der Hyäne, des Löwen, des Schelch's und des Hirsches unter Verhältnissen, welche die gleichzeitige Existenz der Menschen und dieser Thiere fast zur Gewißheit machen. Einen der merkwürdigsten Funde bot die von Cartet angestellte Untersuchung einer Höhle bei Aurignac, im Departement Haut-Garonne. In dieser Höhle, welche offenbar sehr lange verschüttet war, fand man Skelettheile von mehr als 16 Menschen mit einer großen Menge fossiler Knochen, besonders von Fleischnessern, und mit verschiedenen Waffen und Werkzeugen aus Feuerstein und Rennthierhorn. Außerhalb der Höhle befindet sich ein mit Steinen gepflasterter Feuerplatz. In der über diesem liegenden, mit Asche und Holzkohlen vermischten Schichte lagen mehrere Hunderte Knochen von Grasfressern, zum Theile angebrannt und verkohlt, also höchst wahrscheinlich von den hier gebratenen und verzehrten Thieren. Die größeren Knochen waren künstlich geöffnet und zeigten deutliche Spuren von Hieben mit stumpfen Werkzeugen. Diese waren auch in der That vorhanden, denn es fanden sich gegen 100 Beile, Messer, Pfeilspitzen und sonstige spitzige Werkzeuge aus Kiesel, welche offenbar an Ort und Stelle gefertigt worden waren, wie Massen von Steinsplintern und ein Schleifstein aus einer ganz fremden Steinart bewiesen. Vor allen interessant waren verschiedene Geräthe aus Rennthierhorn, mit Steinwerkzeugen bearbeitet und aus den Geweihen lebender Thiere gefertigt. Unter den angebrannten Knochen waren jene eines jungen Rhinoceros (Rhin. tichorrhinus), des Pferdes, des Niesenhirsches, des Elenz und am zahlreichsten Knochen des Auerochsen und des Rennthieres.

Dieses letztere kann bekanntlich nur im kältesten Klima leben. Seine Existenz in diesen südlichen Gegenden war also nur in der Gletscherperiode möglich und die gleichzeitige Existenz des Menschen ist durch diese Vorkommnisse, durch die genaueste Durchforschung der Schichten, und selbst durch die chemische Untersuchung der menschlichen und der Thiergebeine bis zur Evidenz dargethan.

Den Steinleuten folgte — auf dem europäischen Festlande mindestens — eine Bevölkerung, welche bereits die Bronze mitbrachte, mit deren Eintritte die zweite Cultur-Periode, das Bronze-Alder begann.

Die Metallmischung, welche man Bronze nennt, besteht aus beiläufig neun Theilen Kupfer und einem Theile Zinn; sie läßt sich gut schmelzen und gießet und die geschmolzene Masse

erlangt bei langsamer Abkühlung eine nicht unbedeutende Härte. Die Bronze genügte darum auch durch eine lange Zeit zur Anfertigung von Schneidewerkzeugen, Waffen und zahlreichen Gegenständen des häuslichen Gebrauchs und des Schmucks.

Vielsache Vorkommnisse haben erwiesen, daß die Bronze-geräthe dieses Zeitalters, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht geschmiedet, sondern gegossen worden sind. Diese Metallarbeiten verrathen häufig einen sehr hohen Grad von Geschicklichkeit und der steinerne Hammer kam nur in Anwendung, um die Schärfe und Härte der Waffen und Schneidewerkzeuge zu erhöhen.

Eine natürliche Schlussfolge des soeben Gesagten ist, daß das Bronze-Alder den Bergbau gekannt habe, von dessen Kenntniß das Steinalter keine Spur aufzuweisen hat. Hiedurch ist aber auch schon eine viel höhere Culturstufe bedingt und ausgesprochen, als jene des Steinalters war.

Das Kupfer ist bekanntlich ein auf unserem Welttheile allenthalben verbreitetes, leicht erkennbares und verhältnißmäßig auch leicht zu gewinnendes Metall. Dagegen ist Zinn in größeren Mengen in Europa sehr selten und es gibt auf diesem Erdtheile nur zwei Gegenden, wo Zinn durch eigentlichen Bergbau gewonnen wird: Cornwall in England und das deutsche Erz- und Fichtelgebirge.

Es liegt gegenüber dieser Thatsache die Frage nahe, ob man, ehe man auf die Verschmelzung des Kupfers mit dem seltenen Zinn kam, nicht durch längere Zeit lediglich mit Kupfer sich beholfen, mit anderen Worten, ob es zwischen dem Stein- und Bronze-Alder nicht ein Kupfer-Alder gegeben habe?

In Amerika ist dieß wirklich der Fall gewesen.

Die Untersuchungen der Herren Squier und Davis über die Alterthümer des Mississippithales haben die Beweise geliefert für den Bestand einer Culturperiode, welche in der That durch den ausschließlichen Gebrauch des gediegenen, nicht geschmolzenen, sondern im kalten Zustande verarbeiteten Kupfers ausgezeichnet war. In Europa vermißt man die Spuren einer eigentlichen Kupferzeit gänzlich. Einzelne, als große Seltenheiten vorkommende Funde eines kupfernen Beiles lassen sich als Ausnahmefälle ganz gut durch die größere Seltenheit des Zinnes erklären, welches aus großen Fernen bezogen werden mußte und bei eintretenden Verkehrsstörungen wohl kaum anders, als durch das viel mehr verbreitete Kupfer ersetzt werden konnte.

Man zog aus diesen Umständen den sehr richtigen, treffenden Schluß, daß die Kunst, die Bronze zu erzeugen und zu verarbeiten, bereits als eine fertige Erfindung nach Europa gekommen und zweifelsohne aus einem anderen Erdtheile, wahrscheinlich aus einer mit Kupfer und Zinn zugleich ausgestatteten Gegend des Orients, eingeführt worden sei.

Der Bergbau wurde zu jener Zeit, wo man Eisen und Stahl noch nicht kannte, ohne Zweifel durch Feuerseken betrieben, — die einfachste Methode, selbst das härteste Gestein aufzulockern, zu spalten und zu zertrümmern. In sehr alten Bergbauten findet man noch hier und da Spuren der Anwendung des Feuerseken.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Spitzen.

(Fortsetzung.)

Die schönsten Spitzen von Leinenzwirn, wegen ihrer Feinheit und der geschmackvollen, reichen Muster berühmt, und somit auch die theuersten, sind die Brüsseler Spitzen. Dieselben haben sechseckige Maschen, die in senkrechter Reihe durch vier Fäden gebildet sind. Während die meisten Klöppelspitzen so gemacht werden, daß jede Klöpplerin ihren Streif allein arbeitet, das heißt Spizengrund und Blumen, so bilden die Brüsseler Spitzen hievon eine Ausnahme, denn die Verfertigung derselben ist in viele Hände zugleich gelegt, so daß jede Arbeiterin nur das liefert, worin sie besondere Geschicklichkeit besitzt, die eine den Grund, die andere die Blumen u. s. w. Die Brüsseler Spitzen haben ferner noch das Erkennungszeichen, daß ihre Blumen von äußerst regelmäßigen, feinen Schnürchen eingefast sind, um dem Ausreißen der zarten Leinensäden und dem Verzerrern derselben vorzubeugen, denn der dazu verwendbare Zwirn ist von dem allerbesten belgischen Flach, von dem das Pfund nicht selten über 1000 Thaler kostet.

Ueberdieß werden zu jedem Theil der Arbeit die feinsten Fäden besonders ausgesucht; der Grund der feinen Brüsseler Spitze wird nur in $\frac{1}{2}$ Zoll breiten Streifen gearbeitet, und so viele, als zur Herstellung der gewünschten Spitzenbreite dann erforderlich sind, mit einer feinen Nadel so vortrefflich verbunden, daß das schärfste Auge die Stellen des Ansatzes nicht herauszufinden vermag.

Blumen und Muster werden ebenfalls einzeln geklöppelt und mit der Nadel an den Spizengrund gefest. Seit etwa 30 Jahren kommen auch Applicationspitzen in den Handel und werden wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit den echten und ihrer Wohlfeilheit, namentlich zum Aufputz von Kleidern und Bästtwäsche, viel gesucht. Dieselben bestehen aus dem in England massenhaft fabricirten Maschinentüll, auf welchem dann geklöppelte Brüsseler Blumen und Muster aufgesetzt werden.

Man kauft die Elle davon mit 1 bis 15 Thaler, während die Elle echter Brüsseler Spitzen 12 bis 72 Thaler kostet. Nach den Brüsseler Spitzen nehmen die echten Mechelner Spitzen (malines) den zweiten Rang ein, und unterscheiden sich von den ersteren nur dadurch, daß Grund und Muster derselben zugleich, auf einmal geklöppelt werden, und sechseckige Maschen haben, die von drei Leinensäden gebildet sind. Zuweilen heißen sie auch gestickte Mechelner (malines brodées), weil ein breiter Faden alle Blumen und Muster umzieht, wodurch sie das Ansehen einer Stiderei erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Epigrammatisches.

Nacht Einer Dir recht fein und zart
Und suchst Dich recht zu cajoliren,
Gib Acht! er seist Dir ein den Bart,
Um Dich dann leichter zu barbiren.

Im Leben, Freund, muß Jedermann
Nur stets die rechten Mittel wählen;
D'rum schließ' Dich einer Clique an,
So wird die Clique Dir nicht fehlen.

Obschon ich sanft bin wie ein Lamm,
Scheint doch ein Dämon mich zu treiben:
Ich spür's, ich muß ein Epigramm
Auf den Bewußten wieder schreiben.

Ein eitles Weib, das mag noch gehen;
Ein eitler Mann — nicht anzusehen.